

# Gender-Dekonstruktivismus und Gender-Mainstreaming als Herausforderungen an Theologie und Kirche

*Christoph Raedel*

Die zunächst vertraut erscheinende Vorstellung von der differenzierten Einheit zweier aufeinander bezogener Geschlechter hat längst ihre Selbstverständlichkeit, mithin ihre wissenschaftliche Unschuld, verloren. Problematisiert wird das Machtgefälle, das sich dem Verhältnis von Männern und Frauen eingeschrieben hat. Problematisiert wird die Beharrlichkeit, mit der Frauen und Männer sich ungeachtet ihrer für frühere Generationen undenkbarer Freiheit in traditionelle Rollenmuster einfügen. Problematisiert wird schließlich die tief in unserer Alltagsintuition wurzelnde Einteilung der Menschen in die zwei Geschlechtsklassen männlich und weiblich.

Vor dem Hintergrund dergestalt geführter Diskussionen soll der folgende Beitrag (1) in die Grundlinien postmoderner, dekonstruktivistischer Gendertheorien einführen, sodann (2) zeigen, in welchem Verhältnis die gesellschaftspolitische Programmatik des Gender Mainstreaming zu diesen Theorien steht und (3) eine kritische Prüfung der damit bezeichneten Theorie- und Praxisansätze aus christlich-anthropologischer und sozialetischer Perspektive vornehmen.

## 1. Gender-Dekonstruktivismus als Paradigma postmoderner Anthropologie

### 1.1. Voraussetzungen der Moderne: Der Übergang vom Ein-Geschlecht-Modell zum Zwei-Geschlechter-Modell

Männliches und weibliches Geschlecht sind schon in der Antike als differenzierte Einheit wahrgenommen worden. Nach Thomas Laqueur stand in der von Aristoteles popularisierten Anthropologie dabei der Einheitsgedanke im

Mittelpunkt.<sup>1</sup> Männer und Frauen verkörperten für Aristoteles durchaus unterschiedliche Prinzipien. Der Mann steht bei ihm für das aktive und formende Prinzip, die Frau für das passiv-rezeptive, formbare Prinzip. Die Polarität dieser Prinzipien hat ihre Bedeutung in der Ermöglichung der Fortpflanzung und hat damit eine primär generative, soziale Funktion. Die von ihm eingenommene Perspektive auf diese Differenzen ist jedoch stark vom Gedanken der Einheit der Geschlechter bestimmt, die sich lediglich graduell unterscheiden, wobei Aristoteles vom männlichen als Grundtyp des Geschlechts herdenkt. Sehr deutlich zeigt sich das in der Vorstellung von der Vagina als „innerem Penis“, die ihre Entsprechung im „äußeren Penis“ des Mannes hat,<sup>2</sup> weiterhin in der Vorstellung, dass Frauen und Männer in wenn auch unterschiedlicher Gestalt menstruieren.<sup>3</sup> Kurz gesagt: „es gab *einen* Körper, und der war männlich“.<sup>4</sup> Damit ist zugleich der Vorrang des Mannes vor der Frau gesetzt, wie sie sich in der antiken Polis facettenreich abbildete.

Die Ablösung dieses Ein-Geschlecht-Modells vollzieht sich ab der Mitte des 18. Jahrhunderts im Kontext tiefgreifender politischer, ökonomischer und wissenschaftlicher Entwicklungen.<sup>5</sup> So gelang es der Medizin, die mit der menschlichen Fortpflanzung verbundenen Vorgänge präziser zu bestimmen. Untersuchungen führten zu der These, dass sich die Ausbildung des biologischen Geschlechts an der embryonalen Ausbildung der Gonaden (Hoden) und deren Hormonausschüttung entscheidet.<sup>6</sup> Die Ausbildung differenter Körpermerkmale, angefangen von den primären Geschlechtsmerkmalen bis hin zu Differenzen in Körperbau und Muskelmasse, wurde so erklärbar und verlieh der sich nun durchsetzenden Vorstellung von der fundamentalen Differenz zwischen Frauen und Männern Plausibilität. Um 1800 erhielt die Gynäkologie die Hauptzuständigkeit für das weibliche Geschlecht. In der Perspektive der Anatomie, die zur neuen Grundlagenwissenschaft aufstieg, ließen sich die Geschlechterdifferenzen naturwissenschaftlich erklären und bezogen sich auch nicht mehr allein auf die Geschlechtsorgane, sondern auf die Gesamtheit psy-

chischer und anatomischer Merkmale. Die Cartesianische Trennung von Körper und Geist wurde dahingehend überwunden, dass der die Identität des Menschen bestimmende Zusammenhang beider in den Vordergrund trat.<sup>7</sup>

Die Geschlechterdifferenz ist damit nicht mehr lediglich gradueller, sondern *fundamentaler* Natur. Ihre gesellschaftliche Relevanz gewinnt diese Auffassung dadurch, dass die sich zeitgleich mit der Ansicht von der Fundamentaldifferenz von Frau und Mann sich entwickelnde bürgerliche Geschlechterordnung und die verschiedenen Geschlechterrollen unmittelbar legitimiert werden. Die mit der Industrialisierung einsetzende Trennung von Wohn- und Arbeitsbereich ermöglichte es überhaupt erst, von dem der Frau bestimmten „häuslichen“ Bereich im Unterschied zur „externen“ Tätigkeit des Mannes zu sprechen. Dabei richtete sich im entstehenden Bürgertum die Zuweisung der Frau zur häuslichen Sphäre im Ursprung deutlich gegen die „Dominanz der Frauen in der höfischen Kultur und der feudalen Politik“.<sup>8</sup> In Abgrenzung gegen das entstehende Proletariat wurde die nicht erwerbstätige Frau der bürgerlichen Familie zum Ausweis von Status und Wohlstand. Schichtenübergreifend bleiben gleichwohl die Vorgänge von Schwangerschaft, Geburt und Erziehung der Kinder an die Frau gebunden, und auch hinsichtlich der gesellschaftlichen Gleichberechtigung von Frauen und Männern stellt der Übergang zum „Zwei-Geschlechter-Modell“ keinen wirklichen Einschnitt dar.

Die These von der Fundamentalunterscheidung von Frau und Mann erwies sich als funktional ambivalent. Zum einen verstärkte sie Tendenzen der Verfestigung von Geschlechterrollen, deren moderne, nämlich naturwissenschaftliche Begründung nun zu Tage lag. Zum anderen ermöglichte sie aber auch die Selbstaffirmation von Frauen und die Wahrnehmung ihnen vorenthaltener Rechte als *Frauenrechte*. So ist die Anerkennung ihrer distinkt weiblichen Eigenschaften zumindest für die „bürgerliche Frau gegenüber anderen Frauen ein nicht zu unterschätzender Machtgewinn“.<sup>9</sup> Die moderne Geschlechterdifferenzierung leistete damit beides: Sie verlieh der sich entwickelnden Geschlechterordnung Stabilität und setzte zugleich Impulse frei, diese zu überwinden.

Dieser sehr knappe ideengeschichtliche Aufriss lässt dreierlei erkennen: Zum *ersten* bleibt die geschlechteranthropologische Theoriebildung bis in die Moderne hinein an die unhintergehbare Wirklichkeit der Leiblichkeit des

1 Vgl. Thomas Laqueur, *Body and gender from the Greeks to Freud*, Cambridge (Ma.) 1990, S. 21-58.

2 Vgl. ebd., S. 32ff.

3 Eine Form der männlichen Menstruation ist für Aristoteles das Nasenbluten.

4 Andrea Maihofer, *Geschlecht als Existenzweise. Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz*, Frankfurt am Main 1995, S. 29.

5 Vgl. Laqueur, *Body*, S. 145-188.

6 Vgl. Arthur Arnold, *Biologische Grundlagen von Geschlechtsunterschieden*; in: Stefan Lautenbacher u. a. (Hrsg.), *Gehirn und Geschlecht. Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Mann und Frau*, Heidelberg 2007, S. 24.

7 Vgl. Maihofer, *Geschlecht*, S. 25.

8 Ebd., S. 23.

9 Ebd., S. 27.

Menschseins gebunden. Die differenzierte Einheit der Geschlechter kann unterschiedlich, als graduell oder fundamental, interpretiert werden. Zugrunde liegt allen Interpretationen jedoch die Einsicht darin, dass gesellschaftliche Rollenzuschreibungen die „Sprache des Leibes“ nicht zu überschreiben vermögen. Zum *zweiten* wird deutlich, dass die Leiblichkeit des Menschen nicht anders als im Modus geschichtlich konkret gelebter bzw. erlittener Leiberfahrung zugänglich ist. Die gelebte Geschlechtsidentität ist immer an Kontexte gebunden, sie ändert sich mit dem Wandel dieser Kontexte und ist der menschlichen Reflexion zugänglich. Damit ist, kurz gesagt, nichts anderes beschrieben als der allseits bekannte Zirkel von Natur und Kultur, von Vorgabe und Aufgabe. Zum *dritten* ist die christliche Anthropologie im Grundsatz für die Kategorisierung der Unterschiede zwischen Frau und Mann als graduell wie auch als fundamental anschlussfähig: Bezogen auf die *Fundamentaldifferenz* zwischen Schöpfer und Geschöpf ist der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern lediglich gradueller Natur, so dass Dorothy Sayers sagen kann: „the fundamental thing is that women are more like men than anything else in the world.“<sup>10</sup> Frau und Mann stehen sich näher als sie je für sich einem anderen Geschöpf stehen könnten. *Innerhalb* der Ordnung des Menschlichen kann ihre Differenz dann aber auch als fundamental bezeichnet werden. Der Unterschied zwischen den beiden Geschlechtern ist in seiner Radikalität „Hinweis auf Beziehung“, also auf seine Berufung, „die Beziehung in dieser Unterscheidung“ des Geschlechts zu leben.<sup>11</sup>

## 1.2. Vom Differenzfeminismus zum Egalitätsfeminismus

Die im 19. Jahrhundert an Bedeutung gewinnende Frauenrechtsbewegung<sup>12</sup> übernahm im Grundsatz die These von der ontologischen Grunddifferenz von Frauen und Männern. Dabei lässt sich eine Entwicklung bis in die zweite Hälfte des 20. Jahrhunderts feststellen. Im 19. Jahrhundert sollten anhand der ontologischen Geschlechterdifferenz die dem weiblichen Wesen eigenen Vorzüge (resultierend im Anspruch auf *kulturelle* Rechte) bzw. die besonderen schutzwürdigen Interessen erwerbstätiger Frauen (und damit die entsprechenden *sozialen* Rechte) aufgewiesen werden. Die Feministische Bewegung rückte die Geschlechterfrage in den Grundsatzdiskurs der Herrschaft von

Männern über Frauen ein. Das Insistieren auf die Geschlechterdifferenz zielte hier auf das strukturell repressive Verhalten der männlichen Geschlechts-genossen gegenüber Frauen und verfestigte so die Wahrnehmung von Männern als Tätern und Frauen als Opfern. In der Arbeitswelt ebenso wie in der Partnerschaft sichern nach feministischer Auffassung Männer durch dominant-aggressives Auftreten ihre Herrschaft über die Frauen, denen sie in der Regel in physischer Hinsicht überlegen sind.

Der Niedergang dieser heute als Differenzfeminismus bezeichneten Bewegung war nicht zuletzt eine Folge ihres gesellschaftlichen Erfolges. Die schrittweise Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern verlieh der These von der unterdrückten Frau immer weniger Plausibilität. Im selben Maße wie (jüngere) Frauen Gleichberechtigung erfuhren, brach dem Differenzfeminismus seine Basis weg – und um eine Basisbewegung handelte es sich immerhin.

Der sich seit 1970 vor allem in den Kultur- und Sozialwissenschaften formierende *Egalitätsfeminismus* kann demgegenüber gerade nicht als Basisbewegung angesprochen werden. Theoretischer Ausgangspunkt ist hier nicht länger die Matrix einer dimorphen Geschlechtlichkeit, also der anatomischen Bestimmtheit des männlichen oder weiblichen Körpers (*sex*), sondern die in Fremd- und Selbstzuschreibung übernommene Geschlechtsidentität (*gender*). Grundideen des Egalitätsfeminismus lassen sich bereits im frühen Werk der Simone de Beauvoir (1908-1986) finden.<sup>13</sup> Ihre vielfach zitierte These „Man wird nicht als Frau geboren, man wird dazu gemacht“<sup>14</sup> zielt auf die Entlarvung der in vielen Kulturen nachweisbaren Mythen vom „Anderssein“ der Frau. Das von der Norm des Mannseins aus gesetzte Anderssein der Frau diene zu nichts anderem als der Legitimation männlicher Herrschaft: „Die Menschheit ist männlich, und der Mann definiert die Frau nicht als solche, sondern im Vergleich zu sich selbst: sie wird nicht als autonomes Wesen angesehen.“<sup>15</sup> Diese Ungleichheit gilt es nach de Beauvoir zu überwinden, es geht ihr, anders gesagt, um die Menschwerdung, und das heißt autonome Subjektwerdung der Frau *jenseits* geschlechtlicher Differenzierungen, die als biologische Grundgegebenheit von de Beauvoir allerdings nicht bestritten werden. Der Fokus ihrer Untersuchungen liegt jedoch auf der *sozialen Konstruktion* von Geschlechtsidentitäten, zu der sie auch die als repressiv verstandene Bindung

10 Dorothy Sayers, Are women human? Astute and witty essays on the role of women in society, Grand Rapids 2005, S. 53.

11 Karl Barth, Kirchliche Dogmatik, Bd. III/4, S. 129.

12 Zur Entwicklung vgl. Cordula Koepcke, Geschichte der deutschen Frauenbewegung. Von den Anfängen bis 1945, Freiburg i. Br. 1981.

13 Ihr Hauptwerk „Das andere Geschlecht“ erschien 1949 auf Französisch, 1970 auf Deutsch.

14 Simone de Beauvoir, Das andere Geschlecht, Hamburg 1990, S. 265.

15 Ebd., S. 12.

der Frau an den eigenen Mann und das eigene Kind zählt. Die alltäglich erfahrene Nachordnung der Frau hinter den Mann ist also eine – nicht durch biologische Differenzen legitimierbare – *sozial konstruierte Zuschreibung*, die aufzudecken, zu kritisieren und zu überwinden ist. Ziel ist die Gleichheit der Geschlechter, wobei das biologische Geschlecht nicht verneint wird, die Kritik sich aber auf die soziale Konstruktion der Geschlechterrollen richtet. Dabei wird insbesondere die Verwobenheit von Frausein und Muttersein als zentrales Moment der Unterdrückung von Frauen identifiziert.

### 1.3. Der diskursive Dekonstruktivismus nach Judith Butler

Die im Werk Simone des Beauvoirs angelegte Richtung der Einebnung von Geschlechterdifferenzen ist von Judith Butler (\*1956) konsequent besprochen worden. Ihre Gendertheorie ist zwar nicht der einzige, aber immerhin einer der einflussreichsten dekonstruktivistischen Ansätze dieser Richtung und soll deshalb hier exemplarisch vorgestellt werden. Die These, die Geschlechtsidentität (*gender*) sei nichts anderes als eine soziale Konstruktion, wird von Butler auf den Geschlechtskörper (*sex*) ausgeweitet. Dieser ist für sie keine „vordiskursive anatomische Gegebenheit“,<sup>16</sup> sondern werde nur in der diskursiv erzeugten Materialisierung greifbar. Wenn wir über Geschlechter sprechen, dann nicht über eine neutrale anatomische Gegebenheit (die von Butler nicht bestritten wird, aber für ihre Theorie jede Bedeutung verliert), sondern über die „diskursiven Effekte“ (Andrea Maihofer) eines immer schon durch soziale Konstruktion überschriebenen Geschlechtskörpers. Weil Butler den menschlichen Körper als vordiskursive Gegebenheit aus ihrer Theorie abspaltet, kann sie die kulturell beschriebene Geschlechtsidentität als radikal *unabhängig* vom anatomischen Geschlecht denken.

Butlers Theorie hat damit keinen empirisch-materialen Wirklichkeitsbezug mehr, sondern begrenzt den Wirklichkeitsbegriff auf die Ebene des Diskurses. „Als sowohl *diskursive* wie *perzeptuelle* Kategorie steht der Begriff 'Geschlecht' für [...] eine Sprache, die die Wahrnehmung formt, indem sie das Beziehungsgeflecht prägt, durch das die physikalischen Körper wahrgenommen werden.“<sup>17</sup> Diese unsere (alltägliche) Wahrnehmung kommunizierende Sprache unterliegt nach Butler dem epistemischen Regime einer zwangsheterosexuellen, dimorphen Geschlechterordnung. Anders gesagt: Die Sprache er-

zeugt die *Illusion* einer wesensmäßigen Geschlechterstruktur, die es als genau dies, als Illusion, zu identifizieren und zu dekonstruieren gilt.

Wenn wir Butler zufolge auch das Sprachregime der Zweigeschlechtlichkeit nicht einfach ablegen können, sondern uns im Diskurs darauf beziehen müssen, dann muss letzteres zumindest in subversiver Absicht geschehen. Dies geschieht, indem die Sprachreferenzen auf Mann und Frau parodistisch unterlaufen werden. Das Sinnbild eines solchen Umgangs mit den vermeintlichen Geschlechternormen ist für Butler die Travestie, denn in der „parodistischen Kopie entpuppt sich das Original, die herkömmliche Geschlechtlichkeit, immer schon als Inszenierung“.<sup>18</sup> Die Travestie hat damit paradigmatische Bedeutung für die Auflösung der Geschlechterstruktur: „Ein Verlust der Geschlechter-Normen hätte den Effekt, die Geschlechter-Konfigurationen zu vervielfältigen, die substantivische Identität zu destabilisieren und die naturalisierten Erzählungen der Zwangsheterosexualität ihrer zentralen Protagonisten: 'Mann' und 'Frau' zu berauben“.<sup>19</sup> Die Vervielfältigung der Geschlechter setzt also voraus, den gesellschaftlich bestimmenden heterosexuellen Geschlechterdiskurs als Zwang zur *Vereinheitlichung* einer im Prinzip unbegrenzten Vielfalt von Geschlechtsidentitäten zu *einer* Identität, nämlich der als (heterosexueller) Mann oder Frau, zu entlarven und in seinem normativen Anspruch zu destruieren. Vervielfältigung ist für Butler also nicht gleichbedeutend mit dem Verschwinden der Geschlechter. Vielmehr ist ihr Anliegen, darüber aufzuklären, „dass Geschlechter *stets* Inszenierungen sind sowie der Vorschein auf eine Gesellschaft ohne den gegenwärtigen Zwang, eine Geschlechtsidentität, und zwar ein für allemal und in Übereinstimmung mit dem 'realen' geschlechtlichen Körper, ausbilden zu müssen“.<sup>20</sup>

Judith Butler hat damit den Weg „queerer“ Theoriebildung eröffnet, der vor allem in den Kultur- und Sozialwissenschaften Beheimatung gefunden hat. Die *Queer Studies* verstehen sich als „Verunsicherungswissenschaft“, die ihre Aufgabe darin sieht, „Normalitäten sowie die daran geknüpften Mechanismen und Prozesse gesellschaftlicher Normierungen und Ausschlussmechanismen sichtbar zu machen und zu kritisieren“.<sup>21</sup> Dazu gehört auch das Bestreben, das Unkraut der binären Geschlechterordnung an der Wurzel auszureißen.<sup>22</sup> Die

18 Maihofer, *Geschlecht*, S. 43.

19 Butler, *Unbehagen*, S. 215.

20 Maihofer, *Geschlecht*, S. 45.

21 Nina Degele, *Gender/Queer Studies. Eine Einführung*, Paderborn 2008, S. 12.

22 Bei Nina Degele heißt es wörtlich: „Das transformatorische Potential des dekonstruktivistischen Ansatzes besteht darin, nicht mehr länger das binäre Unkraut beim Wachsen zu be-

16 Judith Butler, *Das Unbehagen der Geschlechter*, Frankfurt am Main 1991, S. 26.

17 Ebd., S. 170.

Plausibilisierung dieses Anliegen in die Breite der Gesellschaft hinein erweist sich jedoch als schwieriges Unternehmen, weil es quer steht zum allgemeinen Alltags- und Erfahrungswissen. Den Protagonisten liegt daher vor allem daran, diese unhinterfragt geltende Alltagserfahrung zu erschüttern.<sup>23</sup>

Butlers radikal-dekonstruktivistischer Theorieansatz ist auch innerhalb der Genderwissenschaften nicht unumstritten. Allerdings bezieht sich die Kritik an Butler auf einzelne Aspekte, weniger auf den Grundsatz ihrer Theorie, wonach es sich bei den als „natürlich“ (miss)verstandenen Geschlechteridentitäten von Frau und Mann um durch gesellschaftliche Verhältnisse bedingte soziale Konstruktionen handelt, die destruiert werden müssten. Dabei irritiert freilich, dass die Frage, welchen gesellschaftlichen Verhältnissen sich der Gender-Dekonstruktivismus verdankt, erkenntnistheoretisch ausgeblendet bleibt.

## 2. Gender Mainstreaming als gesellschaftlich-politischer Handlungsansatz

### 2.1. Der Gender-Begriff in der Diskussion

Während der diskursive Dekonstruktivismus ein geschlechterwissenschaftlicher *Theorieansatz* ist, handelt es sich beim Gender Mainstreaming (im Folgenden abgekürzt als GM) um einen gesellschaftspolitischen *Handlungsansatz*. Beide Ansätze arbeiten also auf unterschiedlichen, freilich nicht voneinander abgeschirmten Ebenen, die im Folgenden zu unterscheiden sind.

Das Konzept des GM gelangte auf der 4. Weltfrauenkonferenz in Peking 1995 zum Durchbruch und wird seitdem innerhalb der Europäischen Union als „Top-down“-Prozess vorangetrieben.<sup>24</sup> In Deutschland hat GM als Querschnittsaufgabe ohne öffentliche, parlamentarische Debatte, eingeführt durch Kabinettsbeschluss vom 26. Juli 2000, Eingang gefunden.<sup>25</sup> Der Begriff nimmt das Anliegen auf, die *Genderfrage* in den *Mainstream* gesellschaftlicher Pro-

obachten und die unterschiedlichen Entwicklungsstadien zu dokumentieren, sondern es von der Wurzel ausgehend zu jäten“, ebd., S. 217.

23 Innerhalb der evangelischen Theologie ist der dekonstruktivistische Genderansatz unter anderem von Isolde Karle aufgenommen worden; vgl. „Da ist nicht mehr Mann noch Frau“. Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006.

24 Vgl. Angelika Ehrhardt, Gender Mainstreaming – wo es herkommt, was es will und wie es geht; in: Mechthild M. Jansen u. a. (Hrsg.), Gender Mainstreaming. Herausforderung für den Dialog der Geschlechter, München 2004, S. 13-33.

25 Vgl. Monika Hoffmann, Gender Mainstreaming im Zeitalter der Postmoderne. Kleine Chronik der Durchsetzung einer Ideologie; in: Dominik Klenk (Hrsg.), Gender Mainstreaming. Das Ende von Mann und Frau?, Gießen u. a. 2009, S. 33-43.

zesse zu bringen.<sup>26</sup> In der Sache geht es um die gesellschaftliche Gleichstellung von Frauen und Männern – allerdings nicht verstanden als Gleichheit der Rechte und Chancen (sie wird vorausgesetzt), sondern im Sinne einer *statistisch gleichen* Beteiligung von Frauen und Männern an allen gesellschaftlichen Bereichen.<sup>27</sup>

Bei genauerer Betrachtung zeigt sich, dass dabei zwei Bereiche in besonderer Weise im Blickfeld sind. Zum einen geht es darum, Frauen in gesellschaftliche Entscheidungspositionen zu bringen, zum anderen darum, die Hausarbeit gleichermaßen auf Frauen und Männer zu verteilen.<sup>28</sup> Die Anerkennung der Tatsache, „dass von Frauen und Männern gemeinsam wahrgenommene Arbeits- und Elternpflichten die stärkere Teilhabe der Frau am öffentlichen Leben fördern“ (§ 191 i) macht ein Ansetzen beim Aufbrechen von Geschlechteridentitäten von *beiden* Seiten her notwendig: Frauen und Männer müssen zu einem veränderten Rollenbewusstsein gelangen, und der staatliche Bildungssektor wird in die Pflicht genommen, aktiv darauf hinzuwirken.

Der Text der Pekinger Aktionsplattform vermeidet eine präzise Definition des Genderbegriffs.<sup>29</sup> Allerdings ist eine solche auch nicht notwendig, um die Zielrichtung des Dokuments erkennen zu können. Das Anliegen einer statistisch gleichen Teilhabe von Frauen und Männern ist dem Text von Anfang bis Ende eingewoben. Die Rückseite dieses Anliegens zeigt sich in dem, was der Text (fast) überhaupt nicht thematisiert. So ist auf die soziale Bedeutung der Mutterschaft und der Rolle der Eltern in der Familie und bei der Kindererziehung an lediglich einer einzigen Stelle verwiesen – in einem Dokument von immerhin 361 Paragraphen.<sup>30</sup> Die Botschaft ist deutlich: Das Ziel einer statis-

26 Die der Verabschiedung der Aktionsplattform vorausgegangenem Auseinandersetzungen sind dargestellt bei Dale O’Leary, *The gender agenda. Redefining equality*, Lafayette 1997. Ein Buchauszug auf Deutsch findet sich im Bulletin des Deutschen Instituts für Jugend und Gesellschaft 7/1 (2007), S. 4-28.

27 Vgl. Pekinger Aktionsplattform, § 190 und öfter.

28 So wird in der Aktionsplattform als Aufgabe formuliert: „Erarbeitung von Politiken, unter anderem im Bildungsbereich, mit dem Ziel, diejenigen Einstellungen zu ändern, durch die die geschlechtsbedingte Arbeitsteilung festgeschrieben wird, mit dem Ziel, das Konzept der gemeinsamen Wahrnehmung der Verantwortung für die Arbeit im Haus, insbesondere im Zusammenhang mit den Kindern und der Betreuung älterer Menschen, zu fördern“; § 179. Der Text erwähnt wiederholt den Auftrag, „bessere Aufteilung der Familienaufgaben zu fördern“.

29 Die Differenzen zwischen den Verfechtern des Gender-Feminismus einerseits und den (christlichen sowie muslimischen) Vertretern eines komplementär-differentiellen Geschlechterbegriffs erwiesen sich als unüberbrückbar.

30 § 29 lautet: „Frauen spielen in der Familie eine entscheidende Rolle. Die Familie ist die Grundeinheit der Gesellschaft und soll als solche gestärkt werden. Sie hat Anspruch auf um-

tisch gleichen Besetzung gesellschaftlich relevanter Entscheidungspositionen mit Frauen und Männern ist nur dadurch zu erreichen, dass der für die Benachteiligung von Frauen als ursächlich identifizierte Zusammenhang mit Mutterschaft und Familienaufgaben aufgebrochen sowie umgekehrt die Beteiligung von Männern an der Familienarbeit erhöht wird.

Was die Unklarheit des Genderbegriffs angeht, folgt die Bundesregierung dem von der Pekinger Weltfrauenkonferenz vorgezeichneten Schema. Das zuständige Bundesministerium umschreibt „Gender“ dahingehend, „nicht stereotyp 'die Frauen' oder auch 'die Männer' in den Blick zu nehmen, sondern Menschen in ihrer Unterschiedlichkeit und Vielfalt zu berücksichtigen. Niemand ist nur männlich oder nur weiblich, aber wir leben in einer Welt, die maßgeblich durch die Zuweisung von Geschlechterrollen geprägt ist. Frauen und Männer werden ständig daran gemessen, wie weiblich oder wie männlich sie sich verhalten; und Menschen werden auch immer wieder mit impliziten geschlechtsspezifischen Erwartungen konfrontiert. Daher ist es wichtig, Geschlechterdifferenzen wahrzunehmen, sie aber nicht ... als tradierte Rollenzuweisungen zu verfestigen. Mit Gender sind also immer auch Vorstellungen von Geschlecht gemeint, die sich ändern lassen“.<sup>31</sup> Hinter dieser Leitvorstellung ist ein scharf konturierter Geschlechterbegriff nicht ohne Weiteres zu erkennen.<sup>32</sup> Als Handlungsstrategie setzt GM damit nicht auf der Ebene eines offenbar in seiner Strittigkeit erkannten Genderbegriffs, sondern bei der handlungs-

fassenden Schutz und Unterstützung. In den verschiedenen kulturellen, politischen und sozialen Systemen gibt es unterschiedliche Formen der Familie. Die Rechte, Fähigkeiten und Verantwortlichkeiten von Familienmitgliedern müssen geachtet werden. Der große Beitrag, den die Frauen zum Wohl der Familie und zur Entwicklung der Gesellschaft leisten, wird noch immer nicht anerkannt oder in seiner vollen Tragweite gesehen. Die soziale Bedeutung der Mutterschaft und der Rolle der Eltern in der Familie und bei der Kindererziehung sollte anerkannt werden. Die Erziehung der Kinder erfordert, dass sich Eltern, Frauen und Männer und die Gesellschaft als Ganzes die Verantwortung teilen. Mutterschaft, Elternschaft und die Rolle der Frau bei der Fortpflanzung dürfen weder als Grund für Diskriminierung dienen noch die volle Teilhabe der Frauen in der Gesellschaft einschränken. Es sollte auch anerkannt werden, welche wichtige Rolle Frauen in zahlreichen Ländern oft bei der Betreuung anderer Familienmitglieder spielen.“

31 <http://www.gender-mainstreaming.net/gm/Wissensnetz/was-ist-gm,did=13986.html>, aufgerufen am 05.08.2010.

32 Gleichwohl identifiziert Volker Zastrow als den theoretischen Kern des Gender-Begriffs die These, „dass es biologisches Geschlecht nicht gebe“, Gender. Politische Geschlechtsumwandlung, Waltrop u. a. 2006, S. 17. Dem Urteil von Hanna-Barbara Gerl-Falkovitz zufolge scheint dagegen mit dem Begriff „eine Art Zauberformel gefunden [zu sein], um allzu begrifflich spröde Überlegungen fernzuhalten und eher pragmatisch vorzugehen“; so in: dies., Frau – Männin – Mensch. Zwischen Feminismus und Gender, Kevelaer 2009, S. 190f.

leitenden Maxime der *Gleichstellung* an.<sup>33</sup> Diese Zielsetzung kann in einem Bereich die Notwendigkeit (weiterer) Frauenförderung bedingen, kann es in einem anderen Bereich aber ebenso sachgemäß erscheinen lassen, „Maßnahmen zur Förderung von Männern zu ergreifen“.<sup>34</sup> Diese offen klingende Formulierung deutet darauf hin, dass GM auf der Ebene der Implementierung eine gewisse pragmatische Breite eröffnet. Freilich zielt die Einsicht, „dass das Geschlechterverhältnis im Ganzen nur verändert werden kann, wenn an seinen beiden Polen zugleich angesetzt wird“, stets auf die Gleichstellung von Männern und Frauen im Blick auf Erwerbsarbeit einerseits und familiären Betreuungsaufgaben andererseits.<sup>35</sup>

Auch die für die Bundesrepublik einschlägigen offiziellen Texte tragen erkennbar die Spuren zumindest sprachlicher Kompromisse. Es wird deutlich: sobald sich eine Theorie, die so massiv der Alltagsintuition zuwiderläuft wie es der Gender-Dekonstruktivismus tut, aus dem „geschützten“ Umfeld des Wissenschaftsdiskurses auf das Feld gesellschaftlicher Breitenkommunikation und administrativer Implementierung heraustritt, verliert sie im Widerstreit der an diesen Prozessen beteiligten Akteure an Eindeutigkeit und Tiefenschärfe. Das Anliegen von GM bleibt dennoch erkennbar: Als gesellschaftspolitischer Handlungsansatz zielt GM *formal* auf breite gesellschaftliche Akzeptanz, wofür die These vom illusionären Charakter biologischer Geschlechterdifferenzen äußerst hinderlich ist.<sup>36</sup> Denn obwohl GM als Top-down-Prozess eingeführt wurde, ist er in der Breite seiner Implementierung auf den Einsatz einer großen Zahl von gesellschaftlichen Akteuren angewiesen. Diesen eröffnet GM

33 Es ist signifikant und dürfte keinesfalls Zufall sein, dass Art 3. Abs. 2 GG auf der Seite des Bundesministeriums (<http://www.gender-mainstreaming.net/gm/Wissensnetz/was-ist-gm,did=13986.html>, aufgerufen am 05.08.2010) nicht mit dem Ziel der Durchsetzung der Gleichberechtigung von Frauen und Männern, sondern mit dem Ziel der Gleichstellung der Geschlechter wiedergegeben wird. Beide Begriffe sind aber keineswegs einfach austauschbar.

34 [www.genderkompetenzzentrum.info/gendermainstreaming](http://www.genderkompetenzzentrum.info/gendermainstreaming), aufgerufen am 21.06.2010.

35 Peter Döge, Von der Gleichstellung zur Gleichwertigkeit. Gender Mainstreaming als Ansatz zur Modernisierung von Organisationen; in: Mechthild M. Jansen u. a. (Hrsg.), Gender Mainstreaming. Herausforderung für den Dialog der Geschlechter, München 2004, S. 36.

36 Hin und wieder wird auf Seiten von GM geltend gemacht, dass eine Strategie, die darauf zielt, „nicht nur die soziale Position der Frauen gegenüber derjenigen der Männer zu verbessern, sondern die Unterscheidung von Frauen und Männern überhaupt bedeutungslos werden zu lassen... vermutlich politisch (noch) nicht anschlussfähig [ist]“; vgl. Michael Meuser, Gender Mainstreaming. Festschreibung oder Auflösung der Geschlechterdifferenz?; in: ders./Claudia Neusüß, Gender Mainstreaming. Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente. – Bonn 2004, S. 333. Hier liegt der Ansatzpunkt für den verborgenen Ideologieverdacht gegenüber GM; für diesen vgl. Gabriele Kuby, Die Gender-Revolution, Relativismus in Aktion, Kitzlegg 2006.

zudem einen beträchtlichen Spielraum, was seine Umsetzung angeht. Der stärkste Beleg für diesen Ermessensspielraum sind die in der Literatur geführten Auseinandersetzungen darüber, was genau aus dem Anliegen von GM in der Praxis zu folgen hat. Selbsterklärend scheint GM jedenfalls hinsichtlich seiner praktischen Umsetzung nicht zu sein. In *inhaltlicher* Hinsicht lässt sich das Ziel erkennen, tradierte Rollenzuweisungen, d. h. die Erwerbsorientierung von Männern einerseits und die Familienorientierung von Frauen andererseits aufzulösen. Dabei konvergieren Interessen der Wirtschaft, die „Humanressource“ Frau für den unter dem Druck des demographischen Wandels stehenden Arbeitsmarkt zu gewinnen, mit dem „Gleichstellungs-Interesse“, mehr Frauen in Führungspositionen zu bringen.

## 2.2. Das Verhältnis von Gender-Dekonstruktivismus und Gender Mainstreaming

Im Durchgang durch die beiden hier zur Diskussion stehenden Theorie- und Praxisansätze hat sich gezeigt, dass die Nähe beider in dem Anliegen besteht, den Zusammenhang von Frausein und Mutterschaft zu lösen bzw. zu minimieren. Insbesondere auf der Ebene der höchsten Akteure (z. B. in der UN) gibt es zudem personelle Verflechtungen zwischen Gender-Dekonstruktivismus und GM. Zugleich dürfte es zu kurz greifen, GM einfach mit einem (bestimmten) dekonstruktivistischen Theorieansatz zu identifizieren. Dies würde bedeuten, zum einen das dekonstruktivistische Anliegen der Geschlechter-Vervielfältigung als nachrangig zu interpretieren (was dem Selbstverständnis der Verfasserinnen zuwiderläuft) und zum anderen die differenzierte Wahrnehmung der Geschlechter mit diesem Anliegen in eins zu setzen, was so (zumindest nach außen hin) nicht erkennbar ist. Erkennbar ist vielmehr, dass sich beide Bereiche „teils gegenläufig entwickeln“.<sup>37</sup> Dabei ist GM als eine um die Integration möglichst vieler gesellschaftlicher Akteure bemühte Handlungsstrategie in eine unkomfortable doppelte Frontstellung geraten.

So erscheint dem (älteren) Differenzfeminismus an GM problematisch, dass die Eindeutigkeit der von Frauen als repressiv identifizierten Geschlechterverhältnisse (hier die Täter, da die Opfer) verloren geht, wenn nach den

geschlechterspezifischen Bedürfnissen von Frauen *und* Männern gefragt wird.<sup>38</sup> GM erwecke den Eindruck, als gehörten auch Männer zur Gruppe der Ausgegrenzten und Unterdrückten, obwohl sie ungeachtet gradueller Fortschritte nach wie vor die Machtpositionen sowohl auf der Makro- wie auch auf der Mikroebene besitzen. Frauenförderung, nicht Männerförderung, sei unverändert an der Tagesordnung. Kritisiert wird von dieser Seite her weiterhin die eindeutige ökonomische Verzweckung von GM. Der „marktförmige“ Charakter des Konzepts sei nicht zu übersehen und stehe für die omnipräsente Gefahr der „Ökonomisierung von Geschlechterpolitik“.<sup>39</sup> Anders gesagt: das weibliche Geschlecht wird hier (einzig) als eine – schon aus volkswirtschaftlichen Gründen – zu mobilisierende Humanressource und „die Ungleichheit zwischen den Geschlechtern als eine betriebswirtschaftliche Größe“ betrachtet.<sup>40</sup> Antikapitalistische Reflexe und die – nicht unbegründete – Befürchtung, Frauenförderung könne zugunsten von GM zurückgefahren werden, wirken in dieser Kritik zusammen.

Auf der anderen Seite wenden sich egalitätsfeministisch orientierte Gender-Dekonstruktivisten scharf gegen GM. Die Implementierungspraxis von GM verstärke doch gerade – ob gewollt oder nicht – die Illusion essentieller Geschlechterdifferenzen und leiste damit der „Renaturalisierung“ sozial konstruierter Geschlechterverhältnisse Vorschub. Denn indem GM „Geschlecht überall als eine Beobachtungskategorie einführt (in jede Organisation, bei jeder Maßnahme), bekräftigt es die 'Omnirelevanz' der Geschlechterdifferenz“.<sup>41</sup> Die Möglichkeit, dass es soziale Räume gibt, in denen letztere nicht von Bedeutung ist, sei im Konzept des GM nicht vorgesehen. Von daher gelangt Angelika Wetterer zu dem Fazit, dass GM „eines mit Sicherheit *nicht* ist“, nämlich dekonstruktivistisch.<sup>42</sup> Auch Nina Degele räumt aus der Sicht der

38 In der Tat postuliert GM „einen differenzierenden Blick auch auf männliche Lebenszusammenhänge, ohne allerdings die Machtrelation aus dem Auge zu verlieren“; so Meuser, Gender Mainstreaming, S. 326.

39 So kritisch Mechthild Bereswill, „Gender“ als neue Humanressource? Gender Mainstreaming und Geschlechterdemokratie zwischen Ökonomisierung und Gesellschaftskritik; in: Jansen, Gender Mainstreaming, S. 52-70, hier S. 53.

40 Ebd., S. 55. Weiter schreibt sie: „Einerseits wird Geschlecht auf eine marktförmige Ressource reduziert, die die Wettbewerbsfähigkeit einer Gesellschaft steigern soll. Fragen sozialer Ungleichheit im Geschlechterverhältnis treten dabei gänzlich hinter die Betonung von Kosten-Nutzen-Relationen zurück“ (S. 56).

41 Meuser, Gender Mainstreaming, S. 330.

42 Angelika Wetterer, Strategien rhetorischer Modernisierung. Gender Mainstreaming, Managing Diversity und die Professionalisierung der Gender-Expertinnen; in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 20 (2002), S. 129-148, hier S. 144.

37 Sigrid Metz-Göckel, Etikettenschwindel oder neuer Schritt im Geschlechter- und Generationenverhältnis? Zur Karriere des Gender Mainstreaming in Politik und Wissenschaft; in: Zeitschrift für Frauenforschung und Geschlechterstudien 20 (2002), S. 11-25, hier S. 14.

Gender/Queer Studies ein, dass der dekonstruktivistische Umgang mit Geschlecht in der Praxis des GM bislang kaum eine Rolle spielt. Die Bedeutung einer „queeren“ Perspektive liegt für sie aber gerade darin zu zeigen, „dass das dualistische Geschlechtsverständnis selbst das Problem ist, da es die überkommenen geschlechtlichen Stereotypisierungen und Zuschreibungen samt den ihnen eingeschriebenen Hierarchisierungen unvermeidbar produziere und so keinen Beitrag zum Abbau geschlechtlich konnotierter Ungleichheit leisten könne“.<sup>43</sup>

Diese Hinweise müssen genügen um zu zeigen, dass GM, verstanden im Sinne einer Querschnittsaufgabe, am ehesten als gesellschaftspolitische Handlungsstrategie präzise beschreibbar ist. Die Gleichstellung der Geschlechter misst sich an der Auflösung von Rollenstereotypen mit dem Ziel einer gleichen Beteiligung von Frauen und Männern am Erwerbsleben einerseits, an den familiären Betreuungsaufgaben andererseits. Dagegen ist die hinter dem Konzept stehende – und für eine Beurteilung nicht unerhebliche – Geschlechtertheorie nur in Umrissen erkennbar. Die konzeptionelle Aporie ist unübersehbar:

- Die Strategie des GM möchte auf der Ebene des gesellschaftlichen Handelns der tatsächlichen Lebenswirklichkeit *jener beiden Geschlechter* gerecht werden, deren *Vorhandensein* der Dekonstruktivismus auf der theoretischen Ebene *verneint*.
- Die Strategie des GM möchte auf der Ebene des gesellschaftlichen Handelns der Lebenswirklichkeit *beider* Geschlechter gerecht werden, obwohl nach feministischer Überzeugung die *tatsächliche* Lebenswirklichkeit – mit der tradierten und zementierten Privilegierung des Mannes – auf absehbare Zeit *allein* die Bevorzugung von Frauen rechtfertige.

Das bedeutet, dass sich das Verhältnis zwischen Geschlechterpolitik und Geschlechterforschung, zwischen GM und den unterschiedlichen Ausprägungen des Feminismus alles andere als spannungsfrei gestaltet. Dies zu sehen ist wichtig, um vorschnelle Identifikationen zu vermeiden. Eine kritische Würdigung aus der Sicht der christlichen Anthropologie und Sozialethik wird folglich beide Ebenen differenziert zu bewerten haben.

43 Degele, Gender/Queer Studies, S. 156.

### 3. Diskursiver Dekonstruktivismus und Gender Mainstreaming – Aspekte einer kritischen Beurteilung

#### 3.1. Der diskursive Dekonstruktivismus

Die folgenden Überlegungen können schon aus Platzgründen nicht den Anspruch erheben, eine umfassende Beurteilung der hier zu verhandelnden Theorie- und Handlungsansätze zu leisten. Sie bieten jedoch eine Orientierung hinsichtlich grundlegender Kriterien, die für eine vertiefende Urteilsbildung hilfreich sein können.

Die dekonstruktivistische Gendertheorie Judith Butlers präsentiert sich im Gewand postmoderner kulturwissenschaftlicher Theoriebildung, stellt ideengeschichtlich gesehen jedoch den Rückfall in extreme Ausprägungen idealistischer Bewusstseinsphilosophie dar. Kant ging in seinem transzendentalen Idealismus noch davon aus, dass wir über das „Ding an sich“ zwar keine erfahrungsbasierten Aussagen machen können, das „Ding an sich“ aber gleichwohl, nämlich als das Reich der Ideen, existiert. Sein *transzendentaler* Idealismus kippt später bei Fichte in einen *ontologischen* Idealismus um, wenn dieser die Auffassung vertritt, dass das vom Ich außerhalb seiner Selbst gesetzte Nicht-Ich jenseits des Ich keine wirklich eigenständige Realität besitzt. „So wird das Nichtich dann als Schöpfung des Ichs zu einem bloßen intelligiblen Bewusstseinsphänomen, einer reinen Fiktion.“<sup>44</sup> Butler repliziert diese Sicht auf den „Geschlechtskörper“ des Menschen, der auf diese Weise zum „diskursiven Effekt“ und somit zum rein sprachlichen Phänomen wird. Philosophisch gesehen handelt es sich hierbei um eine unerlaubte *anabasis eis allos genos*, wenn von der – durchaus zutreffenden – erkenntnistheoretischen Einsicht, dass uns die Leiblichkeit des Menschen immer nur in geschichtlich vermittelter Weise zugänglich ist, auf die ontologische Prämisse geschlossen wird, einen „vordiskursiven“ Körper gebe es gar nicht bzw. er sei für die Theoriebildung unerheblich.<sup>45</sup>

44 Maihofer, Geschlecht, S. 48.

45 Butlers Ansatz führt also dazu, „dass die zwar historisch entstandene, aber doch gelebte existentielle bzw. materielle Realität des Geschlechts sowie des Geschlechtskörpers gleichsam idealistisch verschluckt und Geschlecht/Geschlechtlichkeit *insgesamt* zu einem diskursiv produzierten Effekt, zu einem bloßen ideologischen Bewusstseinsphänomen wird“; so Maihofer, ebd., S. 52.



Butlers Wirklichkeit als sprachliche Konstrukte interpretierende Theorie vermag schon deshalb nicht zu überzeugen, weil Sprache unaufhebbar an die Leiblichkeit des Menschen gebunden ist und der Dekonstruktivismus sich für die Kommunikation seiner Theorie derjenigen leiblich-materiellen Basis des Menschen bedient, deren Existenz bzw. genauer: Theorierelevanz in ihr ausdrücklich bestritten wird. Welterfahrung und Kommunikation sind stets durch die Leiblichkeit des Menschen vermittelt; durch den Leib ist der Mensch mit der Welt verbunden. Daher muss auch der Leib als empirisch-materielle Basis in einer der Selbsterfahrung des Menschen entsprechenden Theorie begrifflich repräsentiert sein.

Der reduktionistische Effekt dieser Grundentscheidung ist jedoch noch anthropologisch weitreichender. Nicht nur, dass die Geist- und Leibdimension des Menschseins voneinander abgelöst werden, vielmehr wird überhaupt die Geschöpflichkeit des Menschen, wie sie in seinen biographischen Grunderfahrungen zum Ausdruck kommt, hier negiert. Erfahrungen, in denen sich Männer und Frauen unterscheiden, wie Menstruation, Schwangerschaft und Geburt, bleiben ausgeblendet. Auch der – von Isolde Karle vorgebrachte – Einwand, viele Frauen blieben ohne Kinder und die Einnahme der Pille unterdrücke die Menstruation, die ohnehin bei jungen Mädchen und bei Frauen nach der Menopause nicht auftritt,<sup>46</sup> verfängt nicht. Er ist vielmehr doppelt problematisch: Zum einen wird hier verkannt, dass die genannten biologischen Vorgänge *in ihrem Eintreten wie in ihrem Ausbleiben* das Leben von Frauen fundamental anders bestimmen als das von Männern. *Nicht* schwanger zu sein wird von Männern kategorial anders erfahren als von Frauen das Schwanger-gewesen-Sein oder das Nicht-schwanger-Werden-Können. Zum anderen wird der Lebenszusammenhang der Frau bei diesem Einwand *aktualistisch in Einzelteile zerlegt*. Für die Frau, deren Kinderwunsch erfüllt und abgeschlossen ist, steht das Eintreten der Menopause in einem gänzlich anderen Lebenszusammenhang als für die Frau, die stets Kinder erhofft hat und keine bekommen konnte. Ontologischer Reduktionismus und anthropologischer Aktualismus bedingen offenbar einander.

Der ontologische Reduktionismus dekonstruktivistischer Gendertheorien zeigt sich nicht zuletzt darin, dass die Erfahrungswirklichkeit des Geschlechtlichen kategorial ausgeblendet wird. Der für anthropologische Überlegungen unverzichtbare (freilich kritische) Rekurs auf empirische Forschungen wird

46 Isolde Karle, Geschlechterdifferenz, S. 140.

a priori unter den Verdacht gestellt, auch die Sprache der Naturwissenschaften sei immer schon Opfer eines geschlechtlich dimorphen, heterosexuellen Sprachregimes, ihre Befunde könnten daher unausgewertet bleiben. Mit diesem Generalverdacht setzt sich die dekonstruktivistische Gendertheorie, die für sich selbst offenbar einen epistemischen Gottesstandpunkt in Anspruch nimmt, dem berechtigten Verdacht aus, nicht Wissenschaft, sondern Ideologie zu sein. Demgegenüber sind Einsichten der empiriebasierten Natur- und Humanwissenschaften zu Geschlechterdifferenzen in die Theoriebildung mit einzubeziehen,<sup>47</sup> deren Kenntnisnahme ebenso notwendig ist wie ihre Absicherung gegen ideologische Instrumentalisierung. Exemplarisch sei auf folgende Differenzen verwiesen:

*Hirnforschung:*<sup>48</sup> Frauen und Männer unterscheiden sich als Geschlechtsklassen hinsichtlich des Großhirnvolumens und der Furchung der Großhirnrinde. Während diesen Befunden kein Unterschied in der allgemeinen Intelligenz korreliert, lässt sich zeigen, dass Frauen im Durchschnitt „bessere sprachliche Fähigkeiten [haben], z. B. verfügen sie über einen breiteren Wortschatz und eine höhere Wortflüssigkeit. Männer hingegen sind im Mittel bei den sogenannten visuell-räumlichen Aufgaben im Vorteil.“<sup>49</sup> Die Intelligenzprofile bilden sich in internationalen und nationalen Studien zu den Schulleistungen von Jungen und Mädchen ab.<sup>50</sup>

*Aggressionsforschung:* Während der ältere Feminismus sich stark an dem Differenzmodell orientierte, wonach Männer aggressiv seien und Frauen nicht (sie daher beständig Opfer männlicher Aggressivität würden), hat die neuere Aggressionsforschung gezeigt, dass zwischen verschiedenen Formen von Aggression bei den Geschlechtern zu unterscheiden ist:<sup>51</sup> Männer reagieren auf Verärgerung vorzugsweise mit körperlicher Aggression, wogegen Frauen eher mit Formen der sozialen Aggression (Nichtbeachtung, abwertende Gesten) reagieren. Die Tatsache, dass männliche im Unterschied zu weiblicher Aggression durchschnittlich

47 Zur Problematik vgl. auch die Metaanalyse von Janet Shibley Hyde, The gender similarities hypothesis; in: *American Psychologist* 60 (2005), S. 581-592, die Geschlechterdifferenzen nicht gänzlich bestreitet, aber vor deren Aufblähung warnt.

48 Vgl. Stefan Lautenbacher u. a. (Hrsg.), *Gehirn und Geschlecht. Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Mann und Frau*, Heidelberg 2007.

49 Daniel Strüber, *Geschlechtsspezifisches Verhalten aus Sicht der Hirnforschung*; in: Michael Matzner u. a. (Hrsg.), *Handbuch Mädchen-Pädagogik*, Weinheim u. a. 2010, S. 62-79, hier S. 66.

50 Neben den PISA-Studien sei hier verwiesen auf Hans-Peter Blossfeld u. a., *Geschlechterdifferenzen im Bildungssystem. Jahresgutachten 2009*, hrsg. von der Vereinigung der Bayerischen Wirtschaft, Wiesbaden 2009.

51 Vgl. Doris Bischof-Köhler, *Von Natur aus anders. Die Psychologie der Geschlechterunterschiede*, Stuttgart 2002; eine kürzere Fassung findet sich bei dies., *Geschlechtstypisches Verhalten von Jungen aus evolutionstheoretischer und entwicklungspsychologischer Perspektive*, in: Michael Matzner/Wolfgang Tischner (Hrsg.), *Handbuch Jungen-Pädagogik*, Weinheim und Basel 2008, S. 18-33.

stärker körperbetont und brachial ist, hat weitreichende Konsequenzen: 95% aller Insassen von Justizvollzugsanstalten sind Männer.

*Medienforschung:* Mädchen und Jungen nutzen beide intensiv die modernen Medien, doch tun sie es in unterschiedlicher Weise: Mädchen nutzen das Internet stärker zur Kommunikation, während Jungen viermal so viel Zeit wie Mädchen mit Spielen verbringen. Außerdem liegt die Gesamtzeit, die Jungen vor dem Computerbildschirm verbringen, deutlich über dem Durchschnitt der Mädchen.<sup>52</sup>

Die Beispiele deuten darauf hin, dass die These essentieller, besser: geschöpflicher Geschlechterdifferenzen sich nicht allein auf die Geschlechtsorgane stützt, sondern auf die Gesamtheit psychischer und anatomischer Merkmale. Dabei muss überhaupt nicht bestritten werden, dass den Geschlechterdifferenzen immer eine *Wechselwirkung* zwischen Anlagefaktoren einerseits und Umweltfaktoren andererseits zugrunde liegen. Doch zeigen kulturübergreifende Untersuchungen, dass Geschlechtermuster wie die Nähe des Kindes zur Mutter oder die Neigung von Männern zu körperlicher Aggression sich nicht einfach als kulturbedingte Konstruktionen erklären lassen, sondern tief in die Strukturen der Menschheitsgeschichte eingewoben sind (ohne dass dies eine Legitimierung bestimmter Verhaltensweisen ist).<sup>53</sup>

Auch das unbestrittene Phänomen der *Intersexualität* vermag die Matrix der Zweigeschlechtlichkeit nicht zugunsten der These von der „fließenden Geschlechteridentität“ aufzubrechen. Der Begriff der Intersexualität meint die uneindeutige Ausprägung der Geschlechtsmerkmale auf der genetischen, gonadalen oder morphologischen Ebene.<sup>54</sup> Mag man medizinisch von „Störungen der Geschlechterdifferenzierung“ sprechen oder auch nicht, anthropologisch entscheidend dafür, dass hier nicht von einem Fließphänomen gesprochen werden kann, ist die Tatsache, dass auch intersexuelle Menschen ihre Herkunft auf eine Frau und einen Mann zurückführen können und sich darin nicht von anderen Menschen unterscheiden. Die geringe Zahl Intersexueller ist für diese Beurteilung nicht ausschlaggebend.<sup>55</sup>

52 Jim-Studie 2010. Jugend, Information, (Multi-)Media. Basisstudie zum Medienumgang 12-19jähriger in Deutschland, Medienpädagogischer Forschungsbund Südwest, Stuttgart 2010.

53 Vgl. David Buss, *Evolutionäre Psychologie*, München u. a. 2004, bes. S. 407-445.

54 Vgl. dazu Werner Buselmaier/Gholamali Tariverdian, *Humangenetik*, Heidelberg 2007, S. 110-117.

55 Die Zahlenangaben in der Literatur schwanken und werden stets als unsicher bezeichnet. Olaf Hiort, Sprecher der klinischen Forschungsgruppe „Intersexualität“ an der Universität Lübeck spricht von 8000 bis 10000 intersexuellen Menschen in Deutschland, vgl. Heike Stüvel, *Das dritte Geschlecht*; in: DIE WELT 21. Juni 2008.

Aus der Perspektive christlicher Anthropologie ist schließlich geltend zu machen:

(1) Im biblisch-theologischen Verständnis des Menschen bezeichnen Geist/Seele und Materie nicht unterschiedliche Bereiche des Menschseins, sondern bezeichnen je verschiedene Perspektiven auf den Menschen in seiner geschöpflichen Einheit. Die Trennung von Geist/Seele und Materie verfehlt daher die Pointe einer Anthropologie, die den Menschen immer schon auf Gott als seinen Schöpfer einerseits und auf die mit ihm erschaffene Umwelt andererseits sieht.

(2) Die Bedeutung der Leiblichkeit menschlichen Lebens wird unterstrichen durch die volle Menschwerdung und die leibliche Auferstehung des Gottessohnes sowie durch die eschatologische Perspektive einer Verwandlung des menschlichen irdischen in einen geistlichen Leib (1Kor 15,44). Die Perspektive der endzeitlichen Auferstehung schließt die Verantwortung für den irdischen Leib nicht aus, sondern ein. Weil der Leib des Christen „Tempel des Heiligen Geistes“ (1Kor 6,10) ist, ist der (glaubende) Mensch auch in seiner Leibdimension in das Gotteshandeln einbezogen. Die christliche Kirche hat daher in ihrer Geschichte nicht nur Tendenzen hedonistischer Leibvergötterung, sondern auch gegenläufige Tendenzen gnostischer Leibverachtung zurückgewiesen.

(3) Das Prädikat der Gottebenbildlichkeit wird den Menschen in der Einheit von Mann *und* Frau zugesprochen (1Mo 1,27). Menschliches Leben gibt es nicht jenseits, sondern nur *in* der Zugehörigkeit zum weiblichen oder männlichen Geschlecht. Der „Leib in seinem Geschlecht und in der Anlage für das Kind [sind somit] als Vorgabe anzuerkennen“.<sup>56</sup> Maßgeblich ist hier der Bezug auf die Herkunftsrelation jedes Menschen. Dann nämlich zeigt sich: „Wir sind geschlechtlich, weil wir von einem Mann *und* einer Frau abstammen.“<sup>57</sup> Die soziale Dimension des Menschseins, die sich in der familialen Abkunft jedes Menschen existentiell verdichtet, tritt nicht als ein dem Individuum Fremdes nachträglich zum Menschen hinzu, vielmehr „kommt er zur Welt mit eben diesen Eltern, Geschwistern, Großeltern etc. Jeder neugeborene Mensch wird in eine Familiengeschichte hineingeboren“.<sup>58</sup> Dieser Einsicht in den unaufheb-

56 Vgl. Gerl-Falkovitz, Frau, S. 187.

57 Olivier Boulnois, *Haben wir eine geschlechtliche Identität? Ontologie und symbolische Ordnung*; in: IKZ Communio 35 (2006), S. 336-354, hier S. 349.

58 Karin Ulrich-Eschemann, *Lebensgestalt Familie*; in: Gerhard Höver u. a. (Hrsg.), *Die Familie im neuen Europa. Ethische Herausforderungen und interdisziplinäre Perspektiven*, Münster 2008, S. 147-166, hier S. 158.

bar sozialen Charakter des Menschseins steht die dekonstruktivistische Semantik, die nur menschliche Individuen kennt, radikal entgegen.

(4) Die Einsicht in die familiäre Abkunft jedes Menschen ist von fundamentaler sozialemischer Bedeutung. Sie erinnert daran, dass eine Gesellschaft nicht aus isolierten Individuen zusammengesetzt ist. „Denn aus individualisierten Individuen werden noch keine Mitglieder der Gesellschaft. Nur Väter und Mütter können einer Gesellschaft die sie erhaltenden Glieder zuführen.“<sup>59</sup> Wer den Zusammenhang von Mutterschaft und Frausein, freilich auch von Vatersein und Mannsein auflöst, legt die Axt an die Wurzel einer auf die Zukunft gerichteten Gesellschaft. Anders gesagt: „Das soziale Gewebe basiert auf dem Knoten der sexuellen Differenz und der Nachkommenschaft; den Knoten durchzuschneiden hieße, dessen Funktion zu negieren und das Gewebe tief einzureißen.“<sup>60</sup>

*Fazit:* Die dekonstruktivistische Gendertheorie Butlers stellt den Versuch dar, sich den Fundamentalaspekten der Leiblichkeit und Generativität des Menschseins zu entziehen. Dieser schon in philosophischer und wissenschaftstheoretischer Hinsicht nicht überzeugende Versuch ist zurückzuweisen, weil sich beide Aspekte als schöpfungstheologisch fundamental erweisen und beide in je spezifischer Weise so in den Zusammenhang der Erlösung aufgenommen sind, dass sie transformiert, aber nicht negiert werden.

### 3.2. Gender Mainstreaming

Auch GM als gesellschaftspolitische Handlungsstrategie bedarf der kritischen Beurteilung aus der Sicht christlicher Anthropologie und Sozialethik. Dabei ist zunächst in *kritischer* Absicht (1) nach den Lebenspräferenzen von Frauen und (2) nach den Bedürfnissen von Kindern zu fragen. In *konstruktiver* Absicht ist (3) abschließend zu prüfen, inwiefern GM Impulse für das Selbstverständnis christlicher Gemeinden und Werke zu geben vermag.

#### 3.2.1. Lebenspräferenzen von Frauen

Erklärtes Ziel von GM ist die Gleichstellung von Mann und Frau in allen gesellschaftlichen Bereichen, was Veränderungen sowohl im Bereich gesellschaftlicher Entscheidungsverantwortung als auch familiärer Arbeit bedeutet. Die Logik dieser Zielsetzung wirkt auf den ersten Blick einleuchtend: Weil die Gesellschaft zu ungefähr je 50% aus Männern und Frauen besteht, sind auch

die Entscheidungspositionen in dieser Verteilung zu besetzen. Aber überzeugt dieser Überlegungsansatz?

Dale O’Leary hat in ihrer Kritik des GM pointiert formuliert: „The promoters of the Gender Agenda may talk about women as decision makers, but they don’t like the decisions that women make.“<sup>61</sup> Welche Anhaltspunkte gibt es für diese Behauptung? Die Londoner Soziologin Catherine Hakim hat in mehreren Studien die Lebenspräferenzen von Frauen in den westlichen Gesellschaften eingehend untersucht.<sup>62</sup> Dabei kann sie zeigen, dass Frauen in den westlichen Gesellschaften und den gegebenen Voraussetzungen freier Wahl (hinsichtlich ihrer Bildungs- und Berufswege sowie ihrer Lebensform) keinen homogenen Block bilden, sie vielmehr unterschiedliche Lebenspräferenzen ausbilden, weil sie eine wirkliche Wahl haben. Hakim unterscheidet die Gruppen der Hausfrauen (home centered women) und die der Karrierefrauen (work centered women), die jeweils bis zu 20% der Frauen repräsentieren sowie die Gruppe der anpassungsbereiten Frauen (adaptive women), die 60-70% der Frauen ausmachen.

Im Einzelnen arbeitet sie heraus: Frauen und Männer unterscheiden sich kaum noch in der Identifizierung von Berufen, die eher Frauen oder eher Männer ausüben sollten (*sex role ideology*). Sie unterscheiden sich von Männern und untereinander jedoch dramatisch in der präferierten Tätigkeitsausübung (*occupational choice*): Denn während Männer und Karrierefrauen fast ausnahmslos einer *Vollzeittätigkeit* nachgehen, entscheiden sich anpassungsbereite (und Hausfrauen!) umgekehrt fast ausnahmslos für *Teilzeitjobs*.<sup>63</sup> Dieser These entspricht der messbare Befund, dass in denjenigen westlichen Gesellschaften, in denen sich der Arbeitsmarkt für Teilzeitjobs geöffnet hat, das Gesamtarbeitsvolumen von Frauen zurückgeht.<sup>64</sup> Anders gesagt: ca. 80% der Frauen in westlichen Gesellschaften bevorzugen es, Teilzeit zu arbeiten.<sup>65</sup> Ursächlich

61 Dale O’Leary, *The gender agenda. Redefining equality*, Lafayette 1997, S. 133.

62 Vgl. Catherine Hakim, *Work-lifestyle choices in the 21st century. Preference theory*, Oxford 2000; dies., *Models in the family in modern societies. Ideals and realities*, Aldershot 2003; dies., *Competing family models, competing social policies*; in: *Family matters* 64 (2003), S. 52-61.

63 Nach Hakim kann z. B. die Notwendigkeit, ein Hausdarlehen abzuzahlen, Hausfrauen zur Aufnahme eines Teilzeitjobs bringen, ohne dass sich ihre „sex role ideology“ ändert; vgl. Hakim, *Models*, S. 209-231 (exemplarisch belegt für Großbritannien).

64 Darauf weisen unabhängig von Hakim auch Jutta Allmendinger/Kathrin Leuze/Jonna M. Blanck hin: *50 Jahre Geschlechtergerechtigkeit auf dem Arbeitsmarkt*; in: *Aus Politik und Zeitgeschichte* 2008, 24/25, S. 18-25, hier S. 21f.

65 Diese Beobachtung führt Hakim zu der These, dass unter präferenztheoretischen Aspekten anpassungsbereite Frauen mehr mit Hausfrauen als mit Karrierefrauen gemeinsam haben.

59 Boulnois, *Identität*, S. 350.

60 Ebd., S. 350f.

dafür sind auf die Vereinbarkeit von Familie und Beruf zielende Lebenspräferenzen, wogegen sich die These, diese Wahl sei die Folge fehlender (Ganztags-)Kinderbetreuungsangebote, bislang nicht hat belegen lassen.<sup>66</sup> Eher verstärkt als vermindert hat sich unter den Bedingungen echter Wahlfreiheit auch die Tendenz, dass Frauen einen Partner mit höherem Bildungsabschluss und etwas höheren Alters wählen.<sup>67</sup> Dagegen lässt sich ein Zusammenhang zwischen höheren Bildungsabschlüssen und Kinderlosigkeit nicht zeigen.<sup>68</sup> Kinderlosigkeit korreliert *statistisch* nicht mit einem bestimmten Bildungsabschluss, sondern mit der Lebenspräferenz, Karriere machen zu wollen (womit nichts über den *Kinderwunsch* eines einzelnen Paares ausgesagt ist).

Es bleibt festzuhalten: Wenn GM auf die Gleichstellung von Frauen und Männern im Sinne statistisch gleicher Beteiligung am Erwerbsleben zielt, dann ist das unter den gegebenen Bedingungen nur über das Leitbild der voll erwerbstätigen Frau mit (nahezu) ununterbrochener Berufsbiographie, deren Kinder ganztags fremdbetreut werden, zu erreichen. Dieses (implizite) Leitbild widerspricht jedoch den Lebenspräferenzen von ca. 80% der Frauen in den westlichen Gesellschaften.<sup>69</sup> *GM erweist sich damit als ideologisches Lenkungsinstrument einer karriereorientierten (westlichen) Frauenelite, deren Interessen nicht mit den Präferenzen der Mehrheit der Frauen in ihren Gesell-*

*schaften übereinstimmt.*<sup>70</sup> Nicht hinreichend berücksichtigt wird außerdem die Tragweite des biographischen Einschnitts, den Partnerschaft (bzw. Ehe) und die Geburt von Kindern für Paare darstellen. Die Geburt eines Kindes als „Störfall“ und „Karrierekiller“ zu stilisieren, verletzt die Würde dieses Kindes und stellt das Verhältnis der Generationen unter das Vorzeichen ökonomischer Erwägungen.

### 3.2.2. Bedürfnisse von Kindern

Als die große Leerstelle in der Diskussion um GM lässt sich die Frage nach den Bedürfnissen von Kindern identifizieren. Demgegenüber hat die in der Diskussion um die Ziele von GM kaum rezipierte Bindungsforschung auf die Bedeutung einer engen emotionalen und körperlichen Bindung an eine verlässliche, gleichbleibende Bezugsperson für die gesunde Entwicklung von Kindern hingewiesen.<sup>71</sup> Als eine solche Bezugsperson bietet sich – nicht erst im Sinne einer gesellschaftlichen Konvention, sondern aufgrund kulturell invariabler entwicklungspsychologischer Parameter – zunächst einmal die Mutter an, wenn auch andere Personen (wie Vater, Großeltern) dafür in Betracht kommen können, sofern die Art und Weise ihrer Präsenz den Aufbau einer stabilen und vertrauensvollen Beziehung ermöglicht.<sup>72</sup> Beziehungsfähigkeit und Sinnerfahrung können ohne die Erfahrung der Mutterbindung nicht bzw. nur schwer wachsen.<sup>73</sup>

66 Anpassungsbereite Frauen suchen durch Teilzeiterwerbstätigkeit auch ihre sozialen Kontakt-räume zu erweitern. Sie orientieren sich bei dieser Entscheidung daher auch „weniger am Marktwert ihrer Tätigkeiten, sondern eher an anderen Faktoren wie Flexibilität, Arbeitszufriedenheit oder Freude am Beruf, vgl. Susan Pinker, *Das Geschlechterparadox. Über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen*, München 2008, S. 88.

67 Vgl. Hakim, *Choices*, S. 166f.

68 Zur Karriereorientierung vgl. ebd., S. 79f. Zur Kinderlosigkeit vgl. auch Christian Schmitt/Gert Wagner, *Kinderlosigkeit von Akademikerinnen überbewertet*; in: *Wochenbericht des DIW Berlin* 73 (2006), 21, S. 313-317.

69 Einige Verfechter von GM haben dies inzwischen erkannt und arbeiten daher auf eine Einschränkung der faktischen Wahlfreiheit von Frauen hin. Ein Beispiel dafür sind die gegen die Einführung eines Betreuungsgeldes vorgebrachten Argumente, das Mütter erhalten sollen, die ihre Kinder nicht in eine Kinderbetreuungseinrichtung bringen, sondern zuhause erziehen wollen.

70 In diese Richtung weist auch eine von der Europäischen Union selbst in Auftrag gegebene, von einer politisch und religiös neutralen Nichtregierungsorganisation in 10 EU-Staaten durchgeführte breit angelegte Untersuchung, derzufolge 63% der befragten Frauen eine Kombination aus Teilzeiterwerbstätigkeit und Familienarbeit bevorzugen, 26% es bevorzugen, sich vollständig um sich und die Familie zu kümmern, und lediglich 11% das Modell der Vollzeiterwerbstätigkeit favorisieren; vgl. *Was Müttern in Europa wichtig ist. Umfrage unter Müttern in Europa. Ergebnisse 2011*, von MMM Europe (die deutsche Übersetzung unter [www.frau2000plus.net](http://www.frau2000plus.net), die englischsprachige Originalfassung unter [www.mmm-europe.org](http://www.mmm-europe.org)).

71 Vgl. Barry Brazelton/Stanley Greenspan, *Die sieben Grundbedürfnisse von Kindern*, Basel 2008, S. 31-108.

72 Für den Psychologen Hans-Joachim Maaz ist die Mutter in „den ersten drei Lebensjahren des Kindes ... die wichtigste Bezugsperson in jeder Hinsicht – durch nichts und niemanden wirklich zu ersetzen und ohne Schädigung des Kindes auch nicht zu kompensieren“; vgl. ders., *Der Lilith-Komplex. Die dunklen Seiten der Mütterlichkeit*, München 2005, S. 81. Maaz plädiert für eine Integration der Mütterlichkeit in ein modernes Frauenbild.

73 Auch der Neurobiologe Ralph Dawirs erinnert in einem Interview daran, dass die emotionale Intelligenz des Kindes, also seine Beziehungs- und Vertrauensfähigkeit, dem Kind nicht bereits mit der Geburt mitgegeben ist, sondern erst ausgebildet werden muss. Er erklärt: „Besonders wichtig sind hier die ersten drei Jahre. Damit die entsprechenden Hirnstrukturen sich aufbauen können, müssen die Bezugspersonen in dieser Zeit verbindlich sein. Es müssen nicht die leiblichen Eltern sein. Aber es kann nicht heute der und morgen der sein. Herrschen

In der Diskussion um die Betreuung von Kleinkindern ist mittlerweile an die Stelle der Bindung die Bildung gerückt. Die frühkindliche Bildung entscheide über die Lebenschancen von Mädchen und Jungen. Sie könne im Kindergarten sogar besser als in der Familie geleistet werden.<sup>74</sup> In dieser Betrachtungsweise verschwinden die realen Bedürfnisse von Kleinkindern hinter den Wünschen der Wirtschaft und den Richtungsentscheidungen der Politik. Dabei verdecken die in der Diskussion dominierenden utilitaristischen Kriterien (Wie entwickelt sich das Kind am ehesten zu einem ökonomisch produktiven Faktor der Gesellschaft?) die Schwere von Trennungserfahrungen sowie die Bedeutung des Faktors der physischen Präsenz der Mutter für das Kleinkind.<sup>75</sup> Neuere Studien zu Kleinstkindern stützen die Beobachtung des Bindungsforschers Bowlby, „dass Kinder dieses Alters Bindungsfiguren brauchen, um mit der geschützten Erkundung ihrer Welt als Voraussetzung einer normalen Entwicklung fortfahren zu können“;<sup>76</sup> und belegen die enorme Stresswirkung, der Kleinkinder durch die Betreuung in Kindertageseinrichtungen, und zwar abhängig von der Dauer ihres Verbleibs dort, ausgesetzt sind.<sup>77</sup> Die von der Forschung erhobenen Bedürfnisse von Kindern entsprechen den von Kindern in anderen Untersuchungen geäußerten Wünschen, unter denen der Wunsch „mehr Zeit mit den Eltern verbringen“ zu den am häufigsten genannten gehört.<sup>78</sup> Das bedeutet: Das Drängen auf einen raschen Wiedereinstieg in die Berufstätigkeit

in diesem Zeitfenster suboptimale Bedingungen, sind die Folgen beim Sechsjährigen irreversibel“; in: DIE WELT, 03.11.2007.

- 74 So die von der Bertelsmann-Stiftung herausgegebene Studie: Volkswirtschaftlicher Nutzen von frühkindlicher Bildung in Deutschland. Eine ökonomische Bewertung langfristiger Bildungseffekte bei Kinderkrippen, Gütersloh 2008. Das zweifelhafte Kriterium, an dem dieser Erfolg gemessen wird, ist der höhere Anteil unter den Krippenkindern, die später ein Gymnasium besuchen.
- 75 Die kanadische Psychologin Harry Hardin stellt fest: „Ein wesentlicher Befund ist bei außerfamiliärer Betreuung der fast unvermeidliche Verlust der Betreuungsperson oder häufig sogar der Verlust mehrerer Betreuungspersonen. Diese Verluste gehören vielleicht zu den häufigsten tiefgreifenden Traumata der frühen Kindheit und können für das Kind katastrophale Folgen haben“; so dies., „Weinen, Mama, weinen!“ Außerfamiliäre mütterliche Betreuung und Verlusterfahrungen; in: Psyche 62 (2008), S. 136-153, hier S. 137.
- 76 Anna Kathleen Bailey, Verlust. Ein vernachlässigtes Thema in der Forschung zur außerfamiliären Betreuung; in: Psyche 62 (2008), S. 154-170, hier S. 165.
- 77 Zu den vorliegenden Zwischenergebnissen der Wiener Kinderkrippenstudie (2010) vgl. <http://www.gaimh.de/files/downloads/c490fe2be4c186ef8830ded0b5e26368/Kinderkrippen-pädagoginnen-Stressreaktivität.pdf> sowie: Stress in der Krippe; in: Frankfurter Rundschau, 04.10.2010.
- 78 Vgl. Klaus Hurrelmann/Sabine Andresen, Kinder in Deutschland. I. World Vision Kinderstudie, Frankfurt am Main 2007.

orientiert sich erkennbar nicht an den Bedürfnissen und Wünschen von Kleinst- und Kleinkindern.

In der öffentlichen Diskussion werden die Bedürfnisse von Kindern nahezu vollständig von ökonomisch-gesellschaftspolitischen Erwägungen verdeckt.<sup>79</sup> Der Ruf der Wirtschaft nach den hochqualifizierten Frauen (die es ja gibt, wie der Blick in die Universitäten zeigt) verstärkt sich in dem Maße, in dem der demographische Druck einer an Kindern armen, überalternden Gesellschaft wächst.<sup>80</sup> Die Ausweitung des Angebots an Kinderbetreuungseinrichtungen dient dem Ziel, „eine Menge Humankapital“ freizusetzen: „junge, gut ausgebildete Frauen, die arbeiten wollen, aber in die Mütterfalle geraten sind“.<sup>81</sup> Ihre Einbindung ist von gesellschaftlichen Erfordernissen diktiert, die den tatsächlichen Lebensstilpräferenzen der Mehrheit der Frauen keinen Raum mehr zu geben vermögen. Frauen werden am Arbeitsmarkt gebraucht. Was Frauen selbst aber wünschen und was Kindern gut tut, wird ausgeblendet, weil es nicht ins Bild passt.<sup>82</sup>

Das bedeutet: Als politische Strategie kommt GM v. a. dem Interesse der Wirtschaft an der Integration der Humanressource „gut ausgebildete Frau“ in den Arbeitsmarkt entgegen. Die Unterordnung familiärer Belange unter den Vorrang ökonomischer Erwägungen wird insbesondere daran deutlich, dass familienpolitische Maßnahmen in der Regel darauf abzielen, die Auswirkungen des „Störfalls“ Kind im Blick auf die Berufsbiographie der Mutter zu minimieren. Dabei wird die Erziehung der Kinder zur Aufgabe des Staates erklärt, womit der Staat in einen zentralen elterlichen Verantwortungsbereich eintritt und sich damit vor allem die Gefahr verstärkt, dass die Kinder von Anfang an zu möglichst „marktförmigen“ Individuen erzogen werden.

Daneben bleiben die nicht „marktförmigen“, emotionalen Bedürfnisse von Kindern bei GM unberücksichtigt. Wenn auch anders als im Gender-Dekonstruktivismus die biologische Differenz zwischen Männern und Frauen nicht

79 Vgl. z. B. die von der Bertelsmann-Stiftung herausgegebene Studie Vereinbarkeit von Familie und Beruf. Benchmarking Deutschland aktuell, Gütersloh 2002, S. 9: Die stärkere Beteiligung von Frauen an der Erwerbsarbeit sei „volkswirtschaftlich notwendig, um künftige Fachkräftengpässe und die Folgen der demographischen Verschiebung zu begrenzen“.

80 Vgl. dazu Franz Xaver Kaufmann, Schrumpfende Gesellschaft. Vom Bevölkerungsrückgang und seinen Folgen, Frankfurt am Main 2005.

81 Brigitte Young in der Tageszeitung, zitiert nach Ehrhardt, Gender Mainstreaming, S. 22.

82 Ausgeblendet bleibt auch die massenhafte Praxis der Abtreibung, die wesentlich zum Rückgang der Bevölkerung beigetragen hat. Zu den wenigen Autoren, die auf diesen Zusammenhang hinweisen, gehört Manfred Spieker, Mehr Kinder oder mehr Erwerbstätige?; in: Aus Politik und Zeitgeschichte 2007, 7, S. 8-14.

prinzipiell bestritten wird, so wird das Muttersein idealiter auf Schwangerschaft und Geburt reduziert, *abgesehen davon* jedoch die Gleichheit der Geschlechter behauptet. Zudem wird die Familie (der Begriff wird nicht aufgegeben) einer neuen Betrachtungsweise unterlegt: Sie wird nicht mehr als soziale Einheit (schon gar nicht als in der Ehe grundlegende Einheit) betrachtet, sondern als Raum widerstreitender individueller Einzelinteressen, in deren Ausgleich der Staat lenkend einzugreifen habe. Begründet wird dies mit dem zunehmend dysfunktionalen Charakter familiären Lebens.

### 3.2.3. *Impulse von Gender Mainstreaming für christliche Anthropologie und Ethik*

Schwerwiegende Einwände gegen GM entlasten jedoch nicht von der Verantwortung christlicher Theologie und Sozialethik, nach den möglichen Impulsen einer Handlungsstrategie zu fragen, deren Implementierung eine erkennbare pragmatische Breite auszeichnet – der sich Christen, die in öffentlicher Verantwortung stehen, ohnehin nicht entziehen können. Einige Gedanken dazu müssen hier genügen:

- GM fragt nach den spezifischen Bedürfnissen von Frauen *und* Männern. Diese Frage überhaupt zu stellen, stellt einen wesentlichen Fortschritt gegenüber dem älteren Feminismus dar. Sie ist ferner anschlussfähig an die sich in Schöpfung, Erlösung und Vollendung durchhaltende Tatsache, dass es unterschiedliche lebensweltliche Bedürfnisse von Frauen und Männern gibt. Die Angebote der Jugendarbeit, die Gesprächskultur, die Terminierung von Veranstaltungen, der Zuschnitt von Aufgabenbereichen bis hin zur Struktur der Wahrnehmung von Leitungsverantwortung brauchen eine – prozesshafte und unabschließbare – Sensibilisierung für je unterschiedliche Weisen, in denen Mädchen und Jungen, Frauen und Männer sich ansprechen und einbeziehen lassen, und sie in je besonderer Weise der Förderung und Herausforderung bedürfen.<sup>83</sup>

<sup>83</sup> Daher bedürfen auch die sich verändernden und ausdifferenzierenden Selbstwahrnehmungen von Männern im Allgemeinen und Vätern im Besonderen der stärkeren Berücksichtigung, als es im Rahmen dieses Aufsatzes möglich ist. Ansatzpunkte dafür bieten die folgenden Beiträge: Heinz Walter (Hrsg.), *Männer als Väter. Sozialwissenschaftliche Theorie und Empirie*, Gießen 2002; Tanja Mühlhölting u. a. (Hrsg.), *Väter im Blickpunkt. Perspektiven der Familienforschung*, Opladen 2007; Angelika Heßling, *Männer leben. Familienplanung und Lebensläufe von Männern. Kontinuitäten und Wandel*, Köln 2005; Michael Matzner, *Männer als Väter – ein vernachlässigtes Thema soziologischer Forschung*; in: Mechthild Bereswill, *Dimensionen der Kategorie Geschlecht. Der Fall Männlichkeit*, Münster 2007, S. 233-240; Rainer Volz u. a. (Hrsg.), *Männer in Bewegung. Zehn Jahre Männerentwicklung in Deutschland*, Baden-Baden 2009.

Das bipolare Gegenüber der Geschlechter verschränkt sich biblisch-theologisch mit der Einzigartigkeit jedes Menschen. Dorothy Sayers schreibt zu Recht: „There is a fundamental difference between men and women, but it is not the only fundamental difference in the world.“<sup>84</sup> Die Einzigartigkeit jeder Frau und jeden Mannes ist schöpfungstheologisch in der Gottebenbildlichkeit grundgelegt und wird erlösungstheologisch in der Charismenlehre vertieft. Jeder und jede soll seine bzw. ihre Begabungen entfalten und damit zum Leben der Gemeinschaft beitragen können. Eine wenn auch kritische Berücksichtigung des Aspekts der „Diversity“, der mit dem Ansatz von GM verbunden ist, findet hier ein fruchtbares Bewährungsfeld.

Das Leitbild von Ehe und Familie legitimiert keine Diskriminierung solcher Lebensnormen, die unter die Verheißungen des Evangeliums gestellt sind (vgl. Mt 19,17; 1Kor 7,7), an diesen aber zugleich auch ihre Grenze haben. Männer sind nicht immer auch Väter, Frauen sind nicht immer auch Mütter. Unterschiede der Lebensführung und Lebenspräferenz sollen in der Gemeinde ihren Raum finden. Wenn Gemeinden von ihrem Herrn zudem den Auftrag empfangen haben, im Namen Jesu Sünden zu vergeben, dann kann dies nur bedeuten, dass auch gebrochene Biographien Beheimatung finden sollen.

Im Horizont der Charismenlehre sind unterschiedliche Gestaltungen der familiären Life-Work-Balance vorstellbar. Die in Ehen angesichts vielfältiger Lebenspräferenzen notwendigen und für die Vertiefung der Partnerschaft wichtigen Aushandlungsprozesse finden ihre Grenze an dem mit der Gabe der Fruchtbarkeit verbundenen Auftrag, Leben weiterzugeben, und der Anbindung von Schwangerschaft, Geburt und frühkindlicher Bindung an die Mutter in den ersten Lebensjahren. Sofern die Bedürfnisse von Kindern angemessene Berücksichtigung erfahren, sind jenseits der genannten Minimalbestimmungen aber immer auch unterschiedliche Berufungen und Notwendigkeiten anzuerkennen.

GM stellt christliche Gemeinden und Werke vor die Herausforderung aufrichtig zu prüfen, inwieweit gesellschaftliche Konventionen mit einem angeblich biblisch-christlichen Geschlechterverständnis verschmolzen sind und wo Veränderungsresistenz lediglich Ausdruck des Willens zur Macht der den Diskurs Bestimmenden ist. In diesem Zusammenhang ist

zum einen danach zu fragen, ob und wenn ja inwieweit der Dienstgedanke mögliche (männliche) Machtstrukturen verschleiert, zum anderen ist genauer zu prüfen, ob das Modell des weithin in der Familie „abwesenden“ Vaters den Lebenspräferenzen von Männern sowie dem theologischen Leitbild der Familie als Gemeinschaftsform entspricht. Die Phantomfamilie des für das Reich Gottes (und/oder für die Firma) 150% gebenden Familienvaters scheint mir nicht weniger dem theologischen Grundgedanken der Familie zu widersprechen als zum Beispiel das uneheliche Zusammenleben.

- In sozialetischer Sicht kann GM christliche Gemeinden und Werke für in der Gesellschaft vorhandene Diskriminierungstendenzen sensibilisieren. Hier dürfte es dann umgekehrt eher darum gehen, gesellschaftspolitische Entwicklungen hin zur Marginalisierung von Ehe und Familie aufmerksam wahrzunehmen und solchen Entwicklungen zu begegnen. So hat Verfassungsrichter Udo di Fabio darauf hingewiesen, dass die Antidiskriminierungsgesetzgebung der EU Diskriminierung aufgrund einer Vielzahl an Personmerkmalen verbietet, nicht jedoch die Diskriminierung von Familien, obwohl diese nachweislich gesellschaftliche Diskriminierung erfahren (z. B. auf dem Wohnungs- und Arbeitsmarkt sowie im Rentenrecht).<sup>85</sup> Wenn GM bislang unberücksichtigte Interessen in den Fokus rückt, dann ist zumindest das Anliegen anschlussfähig an den christlich-ethischen Grundsatz von Gottes vorrangiger Option für die Benachteiligten. Dabei darf die plakative Opferrhetorik, z. B. sexueller Minderheiten, jedoch nicht ungeprüft übernommen werden; vielmehr muss eingehend geprüft werden, ob es weniger stimmgewaltige Interessen gibt, die aus dem Genderdiskurs ausgeblendet werden, was meines Erachtens heute für die Interessen von Kleinkindern sowie von Hausfrauen gilt.

*Fazit:* Als gesellschaftspolitische Handlungsstrategie, deren Leitmotive in der politischen Implementierungspraxis nur unscharf aufscheinen, fordert GM Christen sowohl in der Gemeinde als auch in öffentlicher Verantwortung dazu heraus, diese von oben her verordnete Strategie sowohl (ideologie)kritisch als auch konstruktiv zu begleiten und innerhalb des Konzepts gerade diejenigen Aspekte starkzumachen, die sich mit einem christlichen Menschenbild und den theologischen Leitmotiven christlicher Sozialethik vereinbaren lassen. Im

Blick auf widerstreitende Aspekte ist nüchtern und kompetent Aufklärung zu betreiben. Die apostolische Weisung „Prüfet alles, und das Gute behaltet“ (1Thess 5,21) auch im Blick auf GM zu befolgen, kann dazu beitragen, weder in angstgesteuerte Selbstimmunisierungsstrategien zu verfallen noch unkritisch dem Zeitgeist zu erliegen.

#### *Aufgaben zur Vertiefung:*

1. Erläutern Sie, inwiefern die Begriffe „graduell“ und „fundamental“ dazu beitragen können, die Unterschiede zwischen den beiden Geschlechtern christlich-anthropologisch zu interpretieren.
2. Erklären Sie mit eigenen Worten die Begriffe „sex“ und „gender“ in ihrer gegenwärtigen Verwendungsweise durch die Kulturanthropologie. Wie beurteilen Sie die Verwendung dieser Begriffe?
3. Wie lässt sich Ihrer Meinung nach das Verhältnis zwischen dem Gender-Dekonstruktivismus einerseits und Gender Mainstreaming andererseits beurteilen?
4. Vor welche Herausforderungen sehen Sie christliche Gemeinden und Werke gestellt, wenn es darum geht, sowohl der Gemeinschaft von Mann und Frau als auch deren geschlechterspezifischen Bedürfnissen gerecht zu werden?

#### *Weiterführende Literaturhinweise:*

- Barth, Karl:* Kirchliche Dogmatik. – Bd. III/4. – Zollikon-Zürich 1951. – S. 127-365  
*Bischof-Köhler, Doris:* Von Natur aus anders : die Psychologie der Geschlechterunterschiede. – Stuttgart 2002  
*Butler, Judith:* Das Unbehagen der Geschlechter. – Frankfurt am Main 1991  
*Boulnois, Olivier:* Haben wir eine geschlechtliche Identität? : Ontologie und symbolische Ordnung. – In: Internationale katholische Zeitschrift *Communio*. – 35. 2006. – S. 336-354  
*Gerl-Falkovitz, Hanna-Barbara:* Frau – Männin – Mensch : Zwischen Feminismus und Gender. – Kevelaer 2009  
*Härle, Wilfried:* Die Wirklichkeit – unser Konstrukt oder widerständige Realität?. – In: Ders.: Spurensuche nach Gott. – Berlin u. a. 2008. – S. 54-68  
*Hakim, Catherine:* Models in the family in modern societies : ideals and realities. – Aldershot 2003  
*Hakim, Catherine:* Competing family models, competing social policies. – In: *Family Matters* 64. 2003. – S. 52-61  
*Jansen, Mechthild M. u. a. (Hrsg.):* Gender Mainstreaming : Herausforderung für den Dialog der Geschlechter. – München 2004  
*Karle, Isolde:* „Da ist nicht mehr Mann noch Frau“ : Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz. – Gütersloh 2006  
*Klenk, Dominik (Hrsg.):* Gender Mainstreaming : das Ende von Mann und Frau?. – Gießen u. a. 2009

85 Vgl. dazu Udo di Fabio, *Die Kultur der Freiheit*, München 2005.

- Kuhlmann, Helga* (Hrsg.): Und drinnen waltet die züchtige Hausfrau : zur Ethik der Geschlechterdifferenz. – Gütersloh 1995
- Laqueur, Thomas*: Body and gender from the Greeks to Freud. – Cambridge, MA 1990
- Lautenbacher, Stefan* u. a. (Hrsg.): Gehirn und Geschlecht : Neurowissenschaft des kleinen Unterschieds zwischen Mann und Frau. – Heidelberg 2007
- Maihofer, Andrea*: Geschlecht als Existenzweise : Macht, Moral, Recht und Geschlechterdifferenz. – Frankfurt am Main 1995
- Meuser, Michael* u. a. (Hrsg.): Gender Mainstreaming : Konzepte – Handlungsfelder – Instrumente. – Bonn 2004
- O'Leary, Dale*: The gender agenda : redefining equality. – Lafayette 1997
- Pinker, Susan*: Das Geschlechterparadox : über begabte Mädchen, schwierige Jungs und den wahren Unterschied zwischen Männern und Frauen. – München 2008
- Sayers, Dorothy*: Are women human? Astute and witty essays on the role of women in society. – Grand Rapids, MI u. a. 2005
- Strüber, Daniel*: Geschlechtsspezifisches Verhalten aus Sicht der Hirnforschung. – In: Matzner, Michael u. a. (Hrsg.): Handbuch Mädchen-Pädagogik. – Weinheim u. a. 2010. – S. 62-79
- Wannenwetsch, Bernd*: Art. Frau und Mann III. Dogmatisch. – In: RGG<sup>4</sup>. – Bd. 3. – Tübingen 2000. – Sp. 281-282
- Zastrow, Volker*: Gender : politische Geschlechtsumwandlung. – Waltrop und Leipzig 2006